

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 279. Bromberg, den 3. Dezember 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von Barbra Ring.

(25. Fortsetznug. (Nachdruck verboen.)

„Das Gericht tagt", scherzte er zu Petra hinüber. „Ein wenig verstärkter juristischer Beistand schadet wohl nichts?" Er verbeugte sich zu den beiden Kandidaten hinüber und lächelte.

„Die zwei können drin bleiben", sagte Petra. „Die können was draus lernen. Ja, Sie sind doch hier, um zu lernen, wie man was Ordentliches wird, nicht?" fragte sie Krag Petersen.

Krag Petersen verneigte sich.

Wilhelm Weyer lachte.

„Sie sind noch die Alte, wie ich höre."

„Eher schlimmer", lachte Petra zurück, „Fragen Sie nur morgen den Pastor. Aber der ist allerdings auch so gebildet, daß es — daß es über den Verstand geht."

Sie lachten alle. Petra am meisten. Irgend etwas war von ihr abgefallen, als sie den Brief der Amtmännin gelesen hatte. Sie war plötzlich wieder ganz sie selber.

Eigentlich rasend vernünftig von der Männin, daß sie Wilhelm Weyer nichts von der Verlobung gesagt hatte. Es war so viel leichter, mit ihm zu sprechen, jetzt. Das heißt, mächtig spannend wär' es auch gewesen, zu hören, was er eigentlich gesagt hätte. Denk mal, daß die Männin wirklich lieber gewollt hätte, daß e r es war und nicht Per. Da mußte die Amtmännin sie doch wirklich gern haben.

Wenn es nun —.

Sie sah neugierig zu Wilhelm Weyer hinüber.

Wenn es nun der gewesen wäre und nicht Per.

Sie wurde wieder rot bis über die Ohren. So was Dummes! Und wie sie daran dachte, wie dumm es war, wurde es erst recht schlimm. Sie stürzte sich Hals über Kopf in die Geschäfte.

Der Schuar hatte mit ein paar Worten dem Amtmann auseinandergesetzt, daß Fräulein Felber ihn gebeten habe, um Marjas willen die Klage gegen Ola Ols zurückzunehmen.

„Hier," sagte Petra feierlich, „sind die Dokumente des Falles."

Sie zog den Zettel vom Schuar hervor und reichte ihn dem Amtmann.

Der Amtmann las ihn, lächelte leicht, wurde dann ernsthaft, faltete ihn zusammen.

„Ja, ja," sagte er, „das ist ja alles schön und gut und es könnte wohl auch gehen. Aber —"

„Marja hat gedacht, Ola würde freigehen, wenn sie das Geld zurückbrächte", sagte Petra. „Und gestern war sie — an einem Ort, bloß weil sie so unglücklich war und keinen hatte, von dem sie Hilfe erwarten konnte." Ihr fiel plötzlich ein, daß es schofel von ihr sei, Marja zu verraten, da sie doch glaubte, keiner hätte sie gesehen.

Der Amtmann lächelte mild in das junge glühende Gesichtchen hinein. Zufällig sah er auch Wilhelm Weyers Augen — und da lächelte er noch einmal.

„So, also Klein-Petra geht in ihres Vaters Fußspur und pfuscht unserem lieben Herrgott ins Handwerk?" sagte er. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß Petra Felber „der Ort" gewesen war, wo Marja Hilfe geholt hatte.

„O, gestern wurde er ja alleine fertig", sagte Petra. „Aber sonst ist es doch ganz natürlich, daß ich ihm helfe, wenn er mir hilft."

Wilhelm Weyer ging nie in die Kirche. Seine Zeit war von anderen Dingen erfüllt und er hatte von klein auf nicht die Gewohnheit gehabt. Die Kirche war für Tante Letta und dergleichen Witwen und Waisen das gesetzliche Forum einer gewissen Anzahl von Zeremonien, durch die das Leben einen führte. Er war nur einem Geistlichen nahegekommen. Und der hatte nicht verstanden, ihm klarzumachen, was christliche Barmherzigkeit war. Es hatte nicht nach mehr geschmeckt.

Er sah in das junge bewegliche Mädchengesicht, dessen wechselnden Ausdruck er kannte und verstand — der mitten im Ernst lachte und mitten im Lachen ernsthaft war. Er sah — und begann eine Ahnung zu bekommen von dem, was kein Pastor ihn hatte lehren können.

„Aber", fing der Amtmann wieder an, „die Sache läßt sich leider nicht mehr aufhalten. Ich habe Meldung bekommen aus dem Obertal, daß Ola Ols den Abend, als er davonlief, eine Frau überfallen und gestochen haben soll. Er wollte ihr scheinbar drohen, ihm Geld zu geben. Das Signalement paßt auf Ola Ols. Er wollte ja zu seinem Vater, und um zehn herum war er von hier verschwunden."

„Das ist eine ausgestunkene Lüge", sagte Petra energisch. „Erstens mal war Ola um die Zeit nicht im Obertal. Zweitens hatte er überhaupt Geld. Und drittens ist er gar nicht den Weg gegangen, denn er ist überhaupt nicht zu seinem Vater gegangen."

Sie war vor Eifer aufgesprungen.

„Wie kann aber Klein-Petra das alles wissen?" fragte der Amtmann sanft. Er hatte einen schelmischen Blick in seinen guten Augen.

„Da werde ich wohl Petra als Zeugin aufrufen müssen, wenn sie so gut unterrichtet ist."

„Das tu du nur, Onkel Amtmann. Ich kann's beschwören, daß Ola Ols zu der Zeit, als die Frau da oben überfallen wurde, mit einer Dame im Untertal war. Und ich kann beschwören, daß sie ihm Geld gab zum Ausreißen. Und ich kann beschwören, daß sie zu ihm sagte, es wär' blödsinnig dumm von ihm, zum alten Ola zu gehen, da würden alle zuerst nach ihm suchen — und darum ist er nicht dahingegangen."

„Und ich will beschwören", sagte Wilhelm Weyer, „daß es nur eine einzige Dame gibt, die mit einem fremden Verbrecher abends allein spazieren geht und ihm Geld gibt zum Ausreißen und ihn vor der Obrigkeit warnt — und das ist Fräulein Petra Saming Felber."

Er lachte, wie er das sagte. Aber die Stimme war warm. Und die Augen auch.

Der Amtmann nickte ihm zu.

„Ich bin nicht abgeneigt, Ihnen recht zu geben. Sie kennen unsere kleine Petra offenbar ganz gut", lächelte er.

Aber der Mund des Schuar öffnete sich vor Erstaunen. Und blieb offen stehen. Ganz lange.

Und Krag Petersen war erschüttert in seinem neugebackenen Eifer als Mann des Gesetzes. Er sah die junge Dame, die die einfachsten Gebote der Gesetze nicht kannte, mißbilligend an.

„Das kann für gnädiges Fräulein eine sehr unangenehme Geschichte werden, wenn gnädiges Fräulein das vor Gericht wiederholen", sagte er hochwichtig.

Der Amtmann sah seinen Assessor an, öffnete den Mund — und schwieg.

Petra sah Wilhelm Weyer an. Bloß ihn. Und antwortete Wilhelm Weyer. Bloß ihm.

„Ola ist kein Fremder. Ich kenne ihn von Kind an", sagte sie. „Aber ich habe es um Marja getan — seine Mutter."

„Ich habe nie bezweifelt, daß es „um" jemand war", antwortete Wilhelm Weyer ernst.

Der Amtmann stand auf und ging um den Tisch. Er legte seine Hand auf Petras Schulter.

„Kind", sagte er. „Kannst du beweisen, daß Ola Ols um 10 Uhr an jenem Abend im Unterntal war — dann will ich das meinige tun — wenn du den Schuar auf deiner Seite hast."

Der Schuar zog den Mund auseinander zu einer Abart von Lächeln, geschmeichelt, daß er mit der Obrigkeit im Einverständnis war, und daß er sich's leisten konnte, der Nachgiebige zu sein. Und obendrein auch noch nobel. Denn die sechsundzwanzig Kronen sechzig fehlten doch wirklich.

„Das kann ich", sagte Petra. „Ola begleitete mich bis an den Pastorhügel. Per — Per Borting kann's bezeugen, er war mir nachgefahren und holte mich dort ein. Und als wir reinkamen, schlug's gerade zehn. Der Pastor war doch noch so böse darüber. Ich meinte, weil's so spät war. Wir merkten alle miteinander, daß es zehn schlug."

„Nicht, daß ich an deinen Worten zweifle," sagte der Amtmann freundlich, „aber — hat Per Borting Ola auch gesehen?"

„Nein — Ola rannte weg, als Per — als der Pastorschlitten kam."

„Aber erzähltest du dem Studiosus, daß Ola dich begleitet hatte?"

„Ich sagte, ein Jugendfreund hätte mich nach Hause begleitet, aber er dachte, ich machte bloß Unsinn — um ihn zu necken", plumpste Petra heraus.

Wilhelm Weyer stutzte.

„So, der Herr Studiosus liebt keine Jugendfreunde?" lächelte der Amtmann.

„Hitititi", kicherte der Schuar.

„Nun, ich denke es genügt, daß du die Zeit angeben kannst. Ihr fuhrt direkt nach Haus, nicht? Hieltet nirgends an?" „Ja, das steht bombenfest", sagte Petra. Dann fiel ihr die wunderliche Fahrt ein. Fast schuldbewußt sah sie zu Wilhelm Weyer hinüber und wurde wieder rot. „Und Ola hätte das Oberntal nicht in einer Stunde erreichen können", fügte sie hinzu.

„Das ist wahr", nickte der Amtmann. „Ja, ja, Krag Petersen. Wir müssen den Mann dort oben davon in Kenntnis setzen, daß Ola sein Alibi beweisen kann, und daß die Diebstahlsklage gegen ihn fällt. Dann werden wir weiter sehen."

„Aber", wandte er sich an Petra, „ob Klein-Petra dem lieben Gott dadurch eigentlich einen Liebesdienst erwiesen hat, das ist eine andere Frage. Was Ola anbetrifft. Die Jungs sind ein Kreuz für unsere Gegend."

„Die zwei anderen sind besser, wenn Ola nicht dabei ist", verteidigte Petra. „Und ich könnte mir denken, daß Ola vielleicht zu seiner Tante nach Schweden gereist ist. Vielleicht." Und dann lachte sie.

Der Schreiber sah sie schnell an. Dann lachte auch er.

„Wir haben scheint's noch andere gefährliche Subjekte im Dorf als die Olsjungs? Was meinen Sie, Schuar?"

„Hititititi."

Seit langem hatte der Schuar nicht solchen Spaß gehabt. Und mit sich selber war er extrazufrieden. Aber es war Sonnabend und der Laden rief. Er sah auf die Wanduhr, aber traute seiner eigenen besser, zog sie hervor, rechnete und zeigte. Im Nu war er vom Stuhl hoch.

Vielen Dank. Es wär' Sonnabend und —.

Ach. Die Uhr.

Petra sprang in die Höhe. Sie mußte weg — zu Pastors.

„Auf keinen Fall", sagte der Amtmann. „Du willst doch heut' nachmittag sowieso zu der alten Maren hinüber. Da wär' es unpraktisch, für die paar Stunden erst ins Pastorhaus zu fahren." Er könne bei Pastors anklingeln. Und im Amtshaus gäb's doch auch Pferde. Und Herr Kandidat Weyer sähe ihm nach allem möglichen aus. Wer weiß, ob er nicht auch verstand, einen Spitzschlitten zu fahren."

„Natürlich, unpraktisch und langweilig wär's, da hast du recht", sagte Petra. „Und fahren kann er", sagte sie und sah rasch zu Wilhelm Weyer auf und ebenso rasch wieder weg. „Er hat Camilla Owenberg auf der Schlittenpartie gefahren — und dabei ist sie 'n Ekel."

„Fräulein Owenberg ist meine Kusine", sagte Krag Petersen steif und etwas hoheitsvoll. Owenbergs waren in der Petersenschen Familie die „Feinen".

„Na, da können Sie doch nichts für", antwortete Petra unerschütterlich. „Beinahe alle haben jemand in der Familie, den sie lieber nicht haben möchten."

Krag Petersen machte ein äußerst verblüfftes Gesicht. Daß jemand Camilla Owenberg, eine von den schicksten Damen der Sozietät, nicht in der Familie haben möchte, das kam ihm undenkbar vor.

Mein Gott, wenn man so naiv war und so wenig schick. Wilhelm Weyer fing an zu lachen.

„Es gibt scheinbar andere, die „Jugendfreunde" nicht mögen", nickte er. Aber bereute es im selben Moment und griff nach Petras Hand. Der Schuar wurde hinausbegleitet.

Petra stand aufrecht wie eine Kerze, mit wütenden Augen. Dachte er? Glaubte er?

Sie sah Wilhelm Weyer in die Augen, die ohne Worte um Verzeihung baten.

„Der Unterschied ist bloß, daß Per Borting mit mir — verlobt ist", sagte sie laut und deutlich.

Dann rannte sie nach der Tür. Die Treppe hinauf. In Jungfer Hegres Zimmer. Schmiß sich kopfüber aufs Bett. Sie hatte Wilhelm Weyers Gesicht nicht gesehen. Aber der Amtmann sah es, als er wieder hereinkam.

„Wollen Sie Fräulein Felber bitte ein wenig unterhalten — eine schwierige Aufgabe ist das nicht — wie Sie wohl wissen — aber Krag Petersen ist im Kont —."

Der Amtmann verstummte.

„Ist was passiert? Ist Fräulein Petra gegangen?"

Wilhelm Weyer stand da mit starrem Gesicht. Er sah den Amtmann an, wie um zu untersuchen.

„Ist es wahr, daß —", fragte er. Aber dann hielt er inne, das war nicht ritterlich gegen sie.

„Ja, sie ist gegangen", sagte er.

„So?" sagte der Amtmann. „Sie entschuldigen mich wohl einen Augenblick. Ich muß noch unterschreiben, eh' die Post geht." In der Tür drehte er sich um.

„Wenn Sie nun doch einmal hinüber wollen und das Haus besehen, dann darf ich vielleicht darauf rechnen, daß Sie Fräulein Felber hinüberfahren", fragte er. „Auf dem Lande ist es oft leichter, Pferde zu beschaffen, als Kutscher", fügte er hinzu, als die Antwort auf sich warten ließ.

„Ich stelle mit Vergnügen meine geringe Fahrkunst zu Herrn Amtmanns Verfügung", — Wilhelm Weyer verbeugte sich. Höflich und kühl. „Krag-Petersen sagte übrigens, er habe nichts zu versäumen und möchte gern mit hinüber, also wenn Herr Amtmann nun mal so liebenswürdig sind, dann dürfen wir vielleicht gleich um einen Breitschlitten bitten."

„Gern, gern!" sagte der Amtmann.

„Herr Amtmann wissen — wenn man einem gewissen Herrn den kleinen Finger gibt —" entschuldigte sich Wilhelm Weyer. Er hatte sein Lächeln zurückgewonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Eifersucht.

Eine haarsträubende Liebestragödie,
erzählt von G. W. Hammer-Jersey City.

In Camden nannte die ganze Nachbarschaft und wer sonst noch die Familie Smithers kannte, die beiden Schwestern Jane und Lorraine die Unzertrennlichen. Denn wo die eine war, da hielt sich bestimmt auch die andere auf, und wenn Jane bekannte, ein Stück Kuchen aus der Speisekammer gestohlen zu haben, so bekam Lorraine die Hälfte der Prügel ab, weil sie bestimmt ihren Anteil am Raube gehabt hatte.

Gegen diese ehrliche Teilung von Freud und Leid war praktisch nichts einzuwenden, solange die jungen Damen Smithers noch nicht das Alter erreicht hatten, da die Weiblichkeit sich für die Männer zu interessieren beginnt. Doch mit dem Augenblick, da Lorraine für den jungen Herrn Dannerfield zu schwärmen anfing, stellten sich unvermeidliche Verwicklungen ein. Denn Jane mußte die bittere und ihr zartes Gemüt schwer enttäuschende Entdeckung machen, daß ihre Schwester nicht gesonnen war, besagten Mister Dannerfield wie ein Stück Kuchen mit ihr zu teilen. Darüberhin flossen natürlich reichlich viel Tränen, aber schließlich wurden die jungen Damen Smithers sich doch insofern wieder einig, als sie sich gegenseitig schworen, das Bild des Mister Dannerfield aus ihren Herzen zu reißen und ganz auf ihn zu verzichten, nachdem sie ihn nicht zu gleichen Teilen besitzen konnten.

So wäre alles wieder in schönster Ordnung gewesen, hätte Lorraine nicht eines Tages jenen Stich im Herzen verspürt, der ein sicheres Zeichen für die berühmte Liebe auf den ersten Blick ist. Der Schuldige war in diesem Falle der Polizeiwachtmeister O'Neil, ein herkulischer Adonis, der an der Ecke der Pennsylvania-Street stand und den gesamten Verkehr mit einem Finger regierte. Die Liebe war so stark und heimlich, daß Lorraine lange Zeit nicht einmal ihrer Schwester etwas davon anvertraute.

Doch eines Tages fühlte sie, daß sie ersticken müßte, dürfte sie nicht mit einer mitfühlenden Seele über den herrlichen O'Neil sprechen. „Ach, Jane", schlug sie deshalb eines Tages die Hände zusammen und sah gen Himmel, „ach, Jane! Das mit dem Dannerfield damals kann doch keine richtige Liebe gewesen sein. Jetzt weiß ich erst, wie es ist, wenn man wirklich liebt!" — „Wer ist es denn?" legte Jane teilnahmsvoll ihren Arm um die Schulter der Schwester. — „Ach, ein König, ein Held, ein Diktator! Ein Mann, dem alles gehorchen muß. O'Neil von der Ecke!"

Da die Wangen der Schwestern bei diesem Gespräch zärtlich aneinander ruhten, sah Lorraine nicht das Entsetzen, das plötzlich aus Janes Augen sprach. Sie wunderte sich nur, daß die schwesterliche Umarmung lockerer wurde: „Was hast du denn?" — „O'Neil!" löste sich da Jane gänzlich von der Schwester. „O'Neil! Du willst mir mein Glück stehlen. Ich teile ihn nicht mit dir. Hörst du!"

Von der bisherigen Unzertrennlichkeit war in diesem Augenblicke leider nichts zu merken. Die Schwestern standen einander wie Kampfhähne gegenüber. „Diebin!" keuchte die eine. — „Neidhammel! Teufel!" fauchte die andere. Zweifellos war die Liebe beiderseits echt.

Jane gelangte als erste zu der Überzeugung, daß der entsetzliche Schwesternstreit auf solch homerische Weise nicht entschieden werden konnte. So griff sie plötzlich zu einem anderen Mittel, zu Lorraines kurzen Haaren. Das Duell war im Gange.

Es endete überraschend schnell. Denn Jane bekam einen Faustschlag auf das linke Auge, das soeben noch treu und schwesterlich geblickt hatte, und fiel ohne weiteres zu Boden.

Ach, die Reue kommt zu spät! „Was habe ich getan!" stürzte Lorraine neben der Leblosen nieder. „Aus! Tot!"

Die Mörderin raufte sich die Haare, was in Anbetracht ihrer Kürze nur wenig Zeit in Anspruch nahm. Diese genügte aber Lorraine, um einen Entschluß zu fassen: „Ich muß dafür büßen, aus dem Leben scheiden! Die Familie vor der Schande bewahren, eine Tochter im Zuchthaus sitzen zu haben. Schluß. Doch womit? Gift! Salzsäure! Im Badezimmer steht eine ganze Flasche voll."

Lorraine raste in die Badestube, holte die fürchterliche Flasche zwischen einem Dutzend ähnlicher hervor, setzte sie an den Mund, trank, schüttelte sich vor Entsetzen und trank doch weiter. Heiß brannte ihr der flüssige Tod in der Kehle. Dann wurde ihr schwarz vor Augen. Die Flasche fiel ihr aus der Hand. Lorraine sank zu Boden, und im Sterben legte sie den Arm um die Schwester, die sie ermordet hatte.

Der Anblick, der sich eine Viertelstunde später der heimkehrenden Frau Smithers bot, war grauenhaft. Beide Töchter, geknickt in der Blüte der Jugend, lagen entseelt am Boden. „Hilfe!" riß die arme Mutter die Fenster auf. „Hilfe!" gellte ihr Ruf bis hinüber ans Ohr des Polizeiwachtmeisters O'Neil. — „Krankenwagen!" brüllte der vorsichtshalber in den Fernsprecher, der an seinem Verkehrszeichen hing, und raste Frau Smithers zu Hilfe.

„Sie leben!" konnte er nach kurzer Untersuchung der Mutter zurufen. Dann schielte er höchst interessiert nach den Flaschenscherben, roch ein wenig an dem verschütteten Gift und wollte gerade etwas Grundgescheites bemerken, als die Krankenträger ins Zimmer polterten. —

Lorraine war reichlich erstaunt, als sie erwachte. In der Hölle, wohin sie gehörte, war es sicher nicht so gemütlich wie in diesem schönen hellen Zimmer. Da man aber Mörderinnen nicht in den Himmel ließ, so mußte sie wohl noch auf der Erde sein. „Vereitelt das Gericht! Zum Leben im Zuchthaus verdammt!" Wildes, verzweifeltes Schluchzen schüttelte Lorraine.

„Hör' doch endlich auf!" sagte da plötzlich eine Stimme neben ihr. Lorraine wandte sich im Bett und sah — Jane. Jane mit einem etwas blauunterlaufenen linken Auge. „Jane, du lebst?" — „Ja, du rabiates Frauenzimmer! Und wenn du . . ."

Fräulein Jane Smithers hatte keine Gelegenheit, der im Kopf noch ein wenig benommenen Schwester weitere Zärtlichkeiten an den Schädel zu werfen, denn Papa Smithers trat ein. „So", blickte er Lorraine finster an, „hast du deinen Rausch ausgeschlafen? Du ungeratene Tochter!" — „Rausch?" — „Ja, Rausch! Denn in der Salzsäureflasche war mein bester Arrak. Wo soll denn ein ehrlicher Mensch heute seinen Schnaps noch verstecken! Nun hat die Polizei eurer dummen Streiche wegen alle Giftflaschen im Badezimmer durchprobiert und beschlagnahmt. Für zweihundert Dollar! Nun, laßt das Heulen sein! Schon gut, Schwamm drüber! Seht zu, daß ihr mit Rücksicht auf meinen armen Geldbeutel bald aus dem Krankenhause kommt, wohin euch der Esel, der O'Neil von der Ecke, unnötigerweise hat schaffen lassen."

„O'Neil!" Zwei Mädchenkehlen riefen es freudig. „O'Neil war besorgt um mich!" — „O'Neil!" funkelten sich im nächsten Augenblick vier Mädchenaugen feindselig an.

„Ja, der Schutzmann O'Neil", sagte der Vater ahnungslos. „Der Esel entdeckte dann auch, daß die Salzsäure nicht echt war, und schickte mir ein halbes Dutzend Kollegen auf den Hals." —

Arm in Arm verließen die jungen Damen Smithers das Krankenhaus. Als sie an der Ecke der Pennsylvania-Street den Wachtmeister O'Neil mit einem Finger den Verkehr regeln sahen, und der schöne Mann auf sie zutrat: „Na, wieder gesund?", da sagten Jane und Lorraine aus einem Munde: „Belästigen Sie uns nicht, Sie Fatzke! Sie haben unseren Vater angezeigt."

Treue Kindesliebe, Schwesternliebe, ihr habt gesiegt!

Herzen.

Von Dr. Kurt Pieper.

In allen Sprachen gilt das Herz als Quelle der Empfindung und des Gefühls und wird als dasjenige Organ angesehen, das durch freudige wie traurige Eindrücke besonders stark beeinflußt wird. Ausdrücke wie „das Herz blutet", „herzzerbrechend", „herzzerreißend" oder „sein Herz hüpfte vor Freude" sind Anzeichen dieser nahezu allgemein menschlichen Auffassung.

In Frankreich hat eine Anekdote eine der reizvollsten Formulierungen dieses allgemein menschlichen Empfindens gefunden: Die unglückliche Königin Marie-Antoinette äußerte eines Tages die Absicht, in die Comédie Française

zu fahren, um dort eine bestimmte Rolle durch Fräulein Contat dargestellt zu sehen. Die Schauspielerin war in der betreffenden Rolle noch nie aufgetreten, lernte aber der Königin zuliebe in vierundzwanzig Stunden 700 Verse auswendig. Als ihr jemand anläßlich dieser Leistung eine Schmeichelei sagte, antwortete sie: „Bis jetzt kannte ich den Sitz des Gedächtnisses nicht; aber jetzt weiß ich, daß er im Herzen ist . . ."

In Übereinstimmung mit dieser kleinen Geschichte hat es sich in Frankreich geradezu als Sprichwort herausgebildet, daß „die Dankbarkeit das Gedächtnis des Herzens ist".

Selbstverständlich spielten Herzen in der Magie von jeher eine große Rolle. Immer wieder tauchten im Mittelalter und in der Renaissance Anklagen wegen Durchstechens von aus Wachs nachgebildeten Herzen auf. Diese Prozedur wurde vielfach als sicheres Mittel angesehen, einen Feind aus der Ferne zu vernichten. Und wieder eine ganz neue Bedeutung gewann das Herz durch Harveys Entdeckung des Blutkreislaufs (1619), eine Erkenntnis von einer Wichtigkeit, die sich begreiflicherweise auch in Allegorien ausdrückte.

Sehr, sehr alt ist zweifellos die Verwendung des Herzens als Symbol. Auf den Spielkarten erscheint „Coeur" am Ende des 14. Jahrhunderts, und seit dem Ende des 15. Jahrhunderts ist das Herz Wappenbestandteil. Ebenfalls seit dem 15. Jahrhundert dient es zur Verzierung christlicher Monumente und als Heiligenattribut: Sankt Augustin z. B. hält ein Herz in der Hand.

Seit 1117 hat man — zuerst wohl in Frankreich — begonnen, das Herz aus den Körpern hochgestellter Personen heraus zu lösen und gesondert beizusetzen. Welche Wichtigkeit man dem Herzen beimaß, geht aus der Erzählung hervor, daß Robert Bruce, König von Schottland, ein Gelübde getan hatte, eine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande zu machen, aber vorher starb. Sein Freund Douglas wurde beauftragt, sein Herz nach Palästina zu bringen und zu Füßen des Heilandes niederzulegen. Zwar konnte der Held seine Mission nicht ganz erfüllen, aber das Geschlecht führte seitdem im Wappen ein blutendes Herz unter einer Krone. — Napoleon hatte einen ähnlichen Wunsch wie Robert Bruce: Er bestimmte, daß sein Herz nach seinem Tode von Sankt Helena zu der Kaiserin Marie-Luise gebracht werden sollte. Die englische Regierung verbot jedoch die Ausfuhr des Herzens von dort und ließ es in einer silbernen Urne im Sarge unterbringen.

Auch die Herzen der französischen Könige wurden seit Jahrhunderten aus den Körpern entfernt und gesondert beigesetzt. Eine bösartige Legende behauptet, das Herz des Herzogs von Orleans, des wegen seiner Sittenlosigkeit berüchtigten „Regenten" Frankreichs (1715 bis 1723) sei bei der Sektion von einem seiner Lieblingshunde aufgefressen worden.

Als die große weltbewegende Umwälzung von 1789 über Frankreich hereinbrach, waren die Körper und Herzen der „allerchristlichsten" Könige Frankreichs aus dem Hause Bourbon in der Grabkathedrale von Saint-Denis nicht mehr sicher. Ein Teil der fürstlichen Herzen wurde von den vor nichts zurückschreckenden Jakobinern aus Saint-Denis entfernt und soll an Maler verkauft worden sein, die sie zur Herstellung von Lasur verwandten. Ein Maler namens Drolling, der in niederländischer Helldunkelmanier arbeitete, hat angeblich auf diese Weise die Herzen von Anna von Österreich (der Mutter Ludwigs XIV.), der Königin Maria Theresia von Frankreich, des Herzogs und der Herzogin von Burgund, der Prinzessin Henriette von Frankreich, der bekannten Lieselotte von der Pfalz, auf seiner Palette verrieben. Das Herz Ludwigs XVIII. mußte später eine wahre Odyssee durchmachen. Das des größten Gegners der Bourbonen und wichtigsten Vorbereiters der Revolution, das Herz Voltaires, teilte sein Schicksal: Es wurde vom Körper getrennt und in ein goldenes Gefäß getan, auf dem eingraviert war: Sein Herz weilt hier, sein Geist ist überall. Später kam es in die Pariser Nationalbibliothek, wo es als eine Art intellektuelle Reliquie gezeigt wird.

Andere berühmte Herzen gingen verloren, so das Herz von Lord Byron, das in der Kirche San Spiridion in Missolunghi beigesetzt war. Bei der Einnahme der Stadt durch die Türken 1823 wurde die Kirche und mit ihr die Urne vollkommen zerstört. Auch das Herz eines anderen Freiheitsfreundes aus der Zeit des beginnenden Nationalismus hatte sein besonderes Schicksal: das Herz Kosciuszkos, das von seinem Todesort Solothurn nach Krakau in die Königsgruft, von dort zu der Familie Morosini in Venedig und von dort in das polnische Nationalmuseum in Rapperswill kam.

Eine besondere Rolle hat das Herz auch im Begräbniszeremoniell der Habsburger. Die Leichen der Mitglieder dieses fürstlichen Hauses werden seit sechs Jahrhunderten in drei Teile geteilt: Die Herzen ruhen in der Loretto-Kapelle der Wiener Augustin-Kirche, die Mägen und Eingeweide in der Stephanskirche, der Hauptteil der Körper in der Kapuzinergruft in Wien. Nur zwei — vielleicht die tragischsten Mitglieder dieses Fürstenhauses — sind nicht in dieser sonderbar zerteilten Weise beigesetzt worden: der ertrunkene Erzherzog Johann (1852 bis 1891) und die ermordete Kaiserin Elisabeth; letztere ruht ungeteilt in der Kapuzinergruft. Doch wurde das herkömmliche Zeremoniell noch bei dem letzten auf Madeira verstorbenen Habsburgerkaiser beobachtet, dessen Herz in einer Kristallurne von Funchal nach Wien gebracht wurde.

Es hat geklappt.

Ein schönes blaues Auto steht vor einem Kaffeehause in Monte Carlo.

In dem schönen blauen Auto sitzt ein Chauffeur und raucht eine Zigarette.

Da nähert sich ein Herr mit englischer Sportmütze, der einen Brief in der Hand hält.

Er reicht dem Chauffeur den Brief und sagt dann würdevoll:

„Geben Sie diesen Brief, bitte, Ihrem Herrn!"

Der Chauffeur nimmt den Brief, geht in das Kaffeehaus und überreicht ihn seinem Herrn.

Dieser öffnet ihn und liest zu seinem Erstaunen folgende Zeilen:

„Wenn es klappt, ist es gut — wenn es nicht klappt, ist es auch gut!"

„Was soll denn das bedeuten?" fragte der Herr und reicht den Brief seinem Chauffeur.

Der Chauffeur liest ihn durch, denkt eine Weile nach, rennt an die Ausgangstür des Kaffeehauses, sieht auf die Straße — und kommt atemlos und achselzuckend zurück.

„Es hat geklappt!" sagt er.

„Was hat geklappt?"

„Das Auto ist gestohlen!"

Kurt Miethke.



Bunte Chronik



* **Rezept für ein hohes Alter.** Ein französischer Gelehrter behauptet, endlich ein unfehlbares System zur Erreichung eines hohen Alters bis zu 200 Jahren herausgefunden zu haben. Er braucht wohl noch einige Jahre der genauen Ausarbeitung seines Rezepts, und da er selbst schon über 60 Jahre alt ist, besteht die Befürchtung, daß er den schließlichen Erfolg seines Experiments nicht mehr erlebt.

*

* **Ein fröhliches Weihnachten** wartet der 11 000 000 Mitglieder der Weihnachts-Sparklubs in den Vereinigten Staaten, die unter Leitung von 8000 amerikanischen Banken stehen. Die Sparklubs haben nicht weniger als 612 Millionen Dollar an Einlagen und Zinsen im Laufe des Jahres auf das Weihnachts-Sparkonto zu verzeichnen, die jetzt zur Auszahlung kommen. Es ist dies der größte Betrag, der bis jetzt zu dem Zwecke zusammengebracht wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.